

Die Heimat

Monatschrift für das deutsche Haus. // Blätter zur Vertiefung des Heimatgefühls.
Gleichzeitig Verbandsblatt der Arbeitsstelle der Bezirksbildungsausschüsse u. Buchereiräte Schlesiens.
Herausgegeben von der Sachwissenschaftlichen Arbeitsstelle des deutschen schlesf. Landeslehrervereines.
Beleitet von Bruno Hanns Wittek.

4. Jahrgang.

Troppau, im März 1926.

Nummer 3.

Ostern und Osterbräuche.

Wie so manche andere christliche Feier ist auch das Osterfest auf alte heidnische Bräuche zurückzuführen. Die Feier des wiederkehrenden Frühlings war es unsern Ahnen, um in späterer Zeit zum Auferstehungsfest, zur Zubehilfe der christlichen Kirche, zu werden.

Als bei der Taufe des Polenfürsten Mieszko I. (966) mit ihrem Herrn auch viele Schlesier das Wasser der Taufe empfingen, stellten die Neubekehrten Strohmannen her, die ihren bisherigen Gott Tut, Tent oder Tot darstellten, führten diese dann in großem Zuge vor das Dorf, um sie dort in einen Tümpel zu werfen.

Ähnliche Sitten bestehen zur Osterzeit noch heute in manchen Rheingegenden, wo eine Puppe aus Stroh und Werg, den Verwäter Judas darstellend, verbrannt wird.

Beim „Todaustragen“, das bis vor kurzem in manchen schlesischen und mährischen Dörfern zu Frühlingsbeginn noch üblich war und große Ähnlichkeit mit den rheinischen Bräuchen aufweist, galt die Puppe schon als Symbol des vertriebenen Winters, den man den Flammen übergab.

Die Reihenfolge der noch heute geübten österlichen Bräuche beginnt mit dem Maissonntag (Mäsunnlich), zwei Wochen vor dem Palmsonntag. An diesem Tage ziehen die Kinder, ursprünglich wahrscheinlich die Ansfager und Begrüßer des Frühlings, mit einem geschmückten Tannenbäumlein von Haus zu Haus, singen ihr Liedchen und sammeln Gaben ein. Manchmal führen sie auch nur einen gepukten Tannenzweig oder gar nur einen Stecken mit flatternden bunten Bändern mit sich.

Diese Maitlieder sind in Schlesien, Nordmähren und Preuß.-Schlesien meist dieselben, nur durch dialektische Färbungen und kleine

örtliche Aenderungen unterschieden. Gewöhnlich beginnen die kleinen Sänger mit einem größeren allgemeinen Vers, der für alle Fälle angewendet werden kann, und schließen mit einem kleineren Zusatz, der sich nach den besonderen Verhältnissen richtet. Nachstehend einige der verbreitetsten Lieder:

A Tuta hon ber ausgetrieba,
A lieb'n Summa breng ber wieda,
A Summa und a Mea,
Blümla, weiße Lea (Lilien),
Blümla, weiße Zweiglein,
Dar liebe Gott wird bei uns sein,
A wird a bei uns wohnen.
Durt oben in den Kronen,
Durt oben in der Sällichkeit,
Do hoot de Froo Wirtin an Stuhl bereit,
Per wart'n of Iesum Christum.

*

Weiße Fischla, weiße,
De schwimma of a Teichla,
Der Herr is schien, der Herr is schien,
De Froo is seinesgleichen.

*

Der Herr, da hoot a hohe Müg'n,
A hoot se vull Lukoota sig'n.
A wird sich wuhl bedenka,
Zum Sommer uns was schenka.

*

Mai, Mai, Wintergrün,
De Engerla singa am Himmel schien.
Se singa üba de Moaxen,
Gott wird ons nie verlooßen;
Ruta Röska, rute Röska
Wochsen uf an Streichla,
Kleene Fischla, kleene Fischla
Schwimma uf a Teichla;
Weiße Lilien, weiße Lilien
Wachsen uf an Stengel,
Der Herr is schien, de Froo is schien
Und 's Kind is wie a Engel.

De goldiche Kett' geht üm das Haus
 De scheene Wirtin geht ein und aus,
 Se geht in ihrem Rocke,
 Als wie die schlenste Locke;
 Ich wiünsch dem Herrn an g'deckten Tisch,
 Of jeder Eck an Korpfasisch,
 Und ei der Mett a Glas vull Wein,
 Se sull'n laba und fröhlich sein.

*

Um die Frau des Hauses noch besonders
 günstig zu stimmen, wird dann das eine oder
 andere der folgenden Lieder gesungen:

De Froo, die geht im Hause rüm,
 Se hoot a schiene Schürze üm
 Met eenem schienen Bande;
 Se is de Schienst' im Lande.

*

Der hon der Froo Wirtin an Mä gebracht,
 Dos hoot dar liebe Gott dargacht —
 Mit seinen schienen Frauen
 Lofst üns den Mä anschauen.

*

Der gold'ne Ring gieht üm das Haus,
 De schiene Froo gieht ei und aus,
 Se gieht in ihrem Rocke,
 Als wie die schienste Locke.
 Des Murgens, wenn se früh aufsteht
 Goar gern se ei die Kerche geht,
 Em Winter und em Summa,
 Se wird ein 'n Himmel kumma.

*

Wenn es dagegen auf den Herrn abge-
 sehen ist:

Der Herr sitzt an der Henterwand,
 A hoot an Geldsack ei der Hand,
 A wird sich wuhl bedenka,
 Zem Summer üns was schenka.

*

Der Herr, der hoot an runda Tisch,
 Dodrusse stieht a Korpfasisch,
 Darnaba hoot's a Glasla Wein,
 Dos wird 'm zur Gesundheet sein.

*

Der Herr, der hoot an hocha Hut,
 Alle Madla sind 'm gut;
 A wird sich.....

*

Wenn er auch ein bißchen Spaß verträgt,
 so etwa das Nachstehende:

Der Herr, da hoot a sinklich's Nasla,
 A guckt goor gern ei 's Branntweinglasla,
 A wird sich.....

*

Oft fehlt es auch nicht an zarten Anspie-
 lungen auf die Geschenke —

De Froo, de hoot an langa Rock,
 Se greift goar (nie) ei 'n Certopp,

*

Se wird sich.....
 Ich kemme zum' Summa,
 Ich ben a klenner Puma,
 Ich ben a klenner Bernegruf,
 Wöchte gern a Fassernuß.

*

Mitleidige Seelen werden wieder anders
 angefaßt:

Ich stieh uf an Steene,
 Mich friert ei de Beene —
 Laßt mich nie zu lange stiehn,
 Ich muß a Heisla wettergiehn.

*

Gat üns, gat üns, loßt üns giehn,
 Der müssen heut noch wetter ziehn,
 Der hon goar müde Beenele
 Und stiehn ja uf an Steenle;
 Drüm tut üns glei bedenka
 Und üns zum Mä was schenka.
 Rute Kösta,.....

*

Ich ben a kleener Könich,
 Goat mer nicht zu wenig,
 Laßt mich nie.....

*

Auch für unverheiratete Mädchen im
 Hause gibt es etwas Besonderes, nämlich:

Is Freila, is goar roasnig stolz,
 Sie sieht goar gerne ufs Summerholz;
 Se läßt a Diechla fliega,
 An Reicha wird se kriegta.

*

De Froo, de hoot a Gartla grün,
 Se hoot a Töchterla drinne stiehn,
 In eenem seid'nen Kleide,
 Dos is ne woahre Freide.

*

Wird aber die Sängerschar enttäuscht, so
 kann sie auch grimmig sein in ihrem Zorne.
 Dann ertönt es von vielen Kehlen:

Hiernemist, Taubenmist,
 Ei dam Hause kriegt ma nischt,
 Is doos nicht eine Schande,
 Ei dam ganz'n Lande!

Dann aber ergreifen die Sänger auch so-
 fort die Flucht, um nicht der rächenden Ge-
 rechtigkeit zu verfallen.

Ist das Maifingen vorüber, so können
 die Maibäumchen noch weiter gebraucht wer-
 den: Auf die Haustür genagelt, hindern sie
 die Hergen am Eintritt.



MAX POOSCH

IM KUHSTALL



FELIX PARSDORF: „DER FUSSBALLSPIELER“

Nun naht der Palmsonntag, die Feier des festlichen Einzugs des Herrn. An diesem Tage werden in den Kirchen die „Palmkätzeln“ (Sahlweidenzweige) geweiht. — Die Palmzweige, einst dem Donar zugehörig, schützen, in die Felddraine gesteckt, die Felder vor Hagelschlag. Bei Blitzgefahr verbrennt man sie auf dem Herde.

Der Name *Ostern* soll von dem althochdeutschen *Ostro*, von Osten herkommen. Ursprünglich leitete man das germanische Osterfest, von *Ostara*, der Göttin des Lichtes ab, doch wird diese Auslegung in neuerer Zeit bestritten. Jedenfalls ist daran festzuhalten, daß das ehemalige Ostern als eine Feier zu Ehren des neuerstandenen Frühlings, als eine Art Lichtfest der Alten, zu denken war.

Der Sage nach wird der Ostertag von der aufgehenden Sonne mit drei Freudensprüngen begrüßt. In der Osterzeit wirkt das Wasser heilkräftig. Man muß sich nur an drei aufeinanderfolgenden Tagen darin waschen, um dieses Segens teilhaftig zu werden. In der Osternacht holt man es zwischen 11 und 12 Uhr schweigend nach Hause. Es heißt deshalb das „stille Wasser“.

Freudenfeuer werden angezündet. Als christliches Symbol sind die in der Kirche brennenden Osterkerzen und -Lampen zu verstehen.

Die gebackenen Osterkuchen, Brote und Brezen stellen das Sonnenrad vor.

Der Hase, ursprünglich der Freya geweiht, galt als Symbol der Fruchtbarkeit, desgleichen das Ei. In der Mark widmet man das rote Ei dem Thor, das gelbe der Ostara. Verliebte schenken einander rotgefärbte Eier. Häufig werden auch Sprüche aufgemalt oder eingekätzt. Lebendig im Volke sind noch die Eierspiele, das Eierwerfen, -rollen und -picken. Dann auch das Eierlesen, ein Wettlauf, der historischen Hintergrund hat.

Zur Zeit des Mittelalters wurde in der Osterzeit von der Kanzel herab ein derbheiteres Ostermärchen erzählt, wohl auch ein Rest alten Brauches.

Das Gelächter der Zuhörer nannte man das Ostergelächter. Auch wurden Oster- und Passionsspiele abgehalten, ursprünglich lateinisch, später auch deutsch. Diese Passionsspiele haben sich in vielen Gegenden noch erhalten und wurden in Oberammergau und Hörlik zu edelster Form gebracht.

Am Ostermontag wandern die Burschen mit zusammengebundenen Weidenruten (von den Germanen „Lebensruten“ genannt) von Haus zu Haus, um zu „schmackoftern“, Ostern schmecken zu lassen. Der Brauch ist eigentlich

fränkisch, wo er unter dem Namen „Tizeln“ geübt wird.

Manchmal wird ein Sprüchlein hergesagt, manchmal auch nur „im Verlaubnis“ gebeten. Die „schmackofterte“ Person muß sich mit Ostereiern, Kuchen oder Osterschmapps loskaufen.

Ich lasse ein Ostersprüchlein folgen:

Em a Ae ober zwä,
Em a Stickle gud'n Kucha,
Madla muß nie lange sucha.

Am Osterdienstag endlich suchen die Frauen und Mädchen ihrerseits die Männer und Burschen mit Ruten heim. Und damit enden die ländlichen Osterbräuche.



Ernst Hetfleisch:

Seimatsagen.

Bergmännlein u. Venusleute des ehemaligen Oesterreichisch-Schlesiens.

Die Bergmännlein, häufig auch Graumännlein genannt, sind nach der Vorstellung unseres Volkes kleine, höchstens vierthalb Schuh hohe Gestalten. Sie tragen gewöhnlich einen langen, aschgrauen Rock und einen breitkrepfigen Hut von derselben Farbe. Ihr Gesicht ist von einem herabhängenden, grünlichen Barte geziert. Ihre Aufenthaltsplätze sind in Wäldern und in Bergen zu suchen. Den Zugang zu ihren eigentlichen Wohnungen bilden in der Regel Felsen schluchten, durch die man zunächst an eine große, eiserne Tür gelangt. Dort angekommen, schlägt man mit einer Rute an diese, und es eröffnet sich den Augen gewissermaßen eine neue Welt. Da stehen Schlösser, von den schönsten Gärten umgeben, Bäume, mit den kostbarsten Früchten beladen. Auf blumenreichen Wiesen lustwandeln die Kinder dieses Völkchens. Das eine von ihnen trägt eine Gule in der Hand, andere sitzt ein Kabe auf dem Kopfe, noch andere spielen mit niedlichen Katzen. Die Beschäftigung der Bergmännlein ist geteilt zwischen den Arbeiten in ihren unterirdischen Wohnungen und der Tätigkeit in Angelegenheiten der Menschen. Diesen leisten sie bei beschwerlichen und gefährvollen Unternehmungen bereitwillig Beistand. Diejenigen, die sich in Wäldern verirrt haben, weisen sie auf den rechten Weg, Kranken und Krüppeln reichen sie Arzneien und Salben dar, die sie aus Wunderpflanzen bereitet haben, welche in ihren unterirdischen Gärten zahlreich wachsen. Doch auch als Feinde der Menschen treten

sie auf, namentlich dann, wenn sie wegen ihrer kleinen Gestalt von ihnen verlacht werden. Dann reizen sie gegen jene die wilden Tiere des Waldes auf, Eulen und Raben umkreisen die Unglücklichen und hacken ihnen die Augen aus, und da ihnen auch die Zerstörer dienstbar sind, so führen diese solche Frevler in Sümpfe, wo sie erstickten, oder stürzen sie in Abgründe, wo sie zerschmetteret werden. Was ihr Leben im eigenen Reiche anbelangt, so treiben sie dort Beschäftigungen von mancherlei Art, wie gewöhnliche Sterbliche. Sie stehen patriarchalisch regiert unter dem sogenannten Bergältesten. Er übt strenges Regiment. Schlag 10 Uhr abends muß alles zu Hause in den Bergen sein, soll nicht harte Strafe dem Ungehorsam auf dem Fuße folgen. —

Vom Erdgeist und dem seltsamen Stein am Gotteshausberge.

Auf dem Bergel waren einst zwei Holzhacker beschäftigt. Als sich der eine mit der Hacke ein Grübchen in den Erdboden schlug, um festen Tritt zu bekommen, kam er auf einen seltsamen Stein, der wie ein Karpfen geformt war. Er hob ihn auf und machte seinen Arbeitsgefährten aufmerksam und beide wunderten sich nicht wenig über die eigentümliche Gestalt desselben. In der Absicht, den Stein am Abend mit nach Haus zu nehmen, warf er ihn einstweilen auf seine in der Nähe am Erdboden liegende Tasche. Er traf jedoch nicht genau, so daß der Stein daneben rollte und auf die bloße Erde zu liegen kam. Nach dem Feierabende war der seltsame Stein verschwunden, trotzdem kein Mensch dazu gekommen war. Die Erdgeister hatten ihn wieder hinab gezogen, was nicht möglich gewesen wäre, wenn er auf die Tasche des Mannes gefallen wäre. Nach altem Volksglauben steht den Erdgeistern über Gegenstände, die auf fremdem Eigentume liegen, keine Macht zu und dadurch erklärt sich der ganze Vorgang.

Der gute Rat des Feld- oder Flurgeistes oder das Männlein deutet mit dem Hute die gute Stunde zum Säen an.

Auf dem Felde bei Gurschdorf säete einmal ein Landmann namens Tamme, Lein. Da kam ein kleiner Mann, der blieb vor ihm stehen und sprach: Ihr säet wohl Lein? Ja, antwortete Tamme. Jetzt ist keine gute Stunde, erwiderte das Männchen, ihr könnt zwar machen, was ihr wollt, aber ich sage euch, höret auf zu säen. Ich will eine kleine Strecke weiter gehen; achtet darauf! Wenn

ich unter dem Kobelsberge sein werde, will ich stehen bleiben und warten, bis die böse Stunde vorüber ist. Sobald ich aber mit dem Hut schwenke, könnt ihr zu säen fortfahren. Hierauf entfernte sich das Männlein. Unter dem Kobelsberge angekommen, blieb er eine Weile stehen und schwenkte dann den Hut. Nun erst säete Tamme weiter.

In einigen Wochen zeigte es sich, daß auf den Beeten, die er später besäet hatte, wunder schöner Flachs wuchs, während auf den andern Beeten, die er vor der Ankunft des Männleins gesäet hatte, Unkraut wucherte.

Die Venusleute im ehemals österreichisch Schlesien.

Die Venusleute unterscheiden sich von den Bergmännlein durch eine etwas größere Körpergestalt, obwohl auch sie die Größe eines Menschen nicht erreichen. Sie leben gesellschaftlich, doch nicht wie die Bergmännlein in Bergen und in großen Wäldern, sondern mehr in Gebüsch, im Innern einzelner Anhöhen und Felsenhügel. Mit den Umwohnern treten sie, besonders die Venusweibchen, in vielfachen Verkehr und erweisen sich jenen, namentlich den Hirten, dienstbar. Sie befreien diese von körperlichen Uebeln und Leiden mit wunderbaren Heilmitteln, die sie ihnen geben. Nicht selten fanden Kuhhirten des Morgens an den Eingangsplätzen zu den Wohnungen der Venusleute frischgebackene Kuchen. Anstandslos aßen sie diese und sie schadeten ihnen nichts. Auch sah man öfter frühzeitig wunderschöne, weiße Tücher, Kleider und Wäsche teils auf dem Boden ausgebreitet, teils an die Äste der Bäume gefschlungen. Bei Sonnenaufgang waren diese Sachen verschwunden. Kein Mensch hat je freventlich die Hand nach ihnen ausgestreckt.

Von den Venusleuten am Friedeberger Kienberge schreibt Dr. F. Prosch: Wie anderwärts an den Abhängen der schlesischen Berge haufen auch hier die Venusleute, die die vielen Vertiefungen in den Granitfelsen ausgehöhlt haben sollen, um diese Kessel und Mulden zum Zubereiten der Speisen und zum Wäschekochen zu benützen. Von Gestalt ein wenig größer als die andern Berggeistlein, zeichnen sich besonders die Weiblein durch Zierlichkeit und Freundlichkeit aus. Besonders gern backen sie die beliebten schlesischen Streufelkuchen, mit denen sie oft arme Hirtenkinder beschenken, die sie in der Waldeinsamkeit antreffen. Gutmütig, wie sie sind, treiben sie doch auch ihren Spott mit den Menschen und fangen Menschenkinder ein, die sie in ihrem

Felsenreich gefangen halten. Die Gefangenen genießen aber recht liebevolle, sanfte und gute Behandlung, werden mit allerlei Leckerbissen berührt und nur, wer imstande ist, die drei aufgegebenen Rätsel zu lösen, wird wieder frei. Die unsichtbar machende Tarnkappe macht es ihnen leicht, den Menschen manchen Pöfesen und Schabernack mitzuspielen. Zuweilen springen sie den durch den Wald fahrenden Fuhrleuten auf die Deichsel, daß die Pferde außerstande sind, den Wagen von der Stelle zu bringen. Fällt es aber dem Fuhrmann rechtzeitig ein, an der Deichselspitze drei Kreuze zu machen, so ist ihre Macht gebrochen.

Die Venusleute am Fuße des Friedeberger Gotteshausberges.

In der Bez.-Heimatkunde vom Jahre 1893 heißt es: In den sizartigen sogenannten Venussteinen (Venusnapla) am Gotteshausbergfuße haben einst die Venusweibchen zu Gericht gefessen. Auch soll dieser Ort als heidnische Opferstätte gedient haben. Vor Sonnenaufgang will man daselbst im Strauchwerk weiße Wäsche und Venusweibchen gesehen haben. Eine eigentliche Sage hierüber ist nicht bekannt.

Der erste schlesische Streußelkuchen.

Vor langer Zeit stand bei einem Friedeberger Bauer ein braves Mädchel im Dienst, die wegen ihrer guten Haltung allgemein beliebt war. Beim Unkrautjäten auf dem Felde am Gotteshausbergange hörte sie einst im Berginnern das Klappern und Klirren von Kuchenblechen. Unwillkürlich dachte sie da an die als gute Köchinnen weit und breit bekannten Fenesweibla und sprach vor sich hin: „Ihr liebe Weibla, wenn Kucha gebacka werd, dann denk woch mit of mich!“ Freudigst überrascht fand sie richtig nach der Mittagsruhe im Vortüchel einen ganz frischen, knusprigen Kuchen, den sie am Abend der kranken Mutter mit Heim nahm, ohne sonst jemandem davon zu sagen. Als ihre Brotherrn erfuhren, daß des Bauern Sohn in das Mädchel verliebt war, wurde ihr der Dienst gekündigt. Traurig schnürte sie ihr Bündel und kam zur Zeit der Zwölfnächte auf der Arbeitsuche am Gotteshausberge vorüber. Als sie im knisternden Schnee an jene Stelle kam, wo dazumal der gute Kuchen lag, krochen einige kleine runzlige Männlein aus einem Erdloch und frugen, wohn sie denn ginge? Sie klagte ihr Leid und folgte gern der Einladung der Männlein in den Dienst ihrer Weibchen zu treten. Mühsam kroch sie mit den Kleinen ins unterirdische Reich, fand bei den kleinen Weiblein liebe-

volle Aufnahme und fühlte sich bald recht heimisch. Fleißig, wie sie war, guckte sie ihnen bald dies, bald jenes ab und es dauerte gar nicht lange, da buk sie schon den feinsten Streußelkuchen! Trotzdem es ihr recht gut ging, stellte sich bald Heimweh ein und in einem unbewachten Augenblicke, es war gerade zur Faschingszeit, entwischte sie aus der Bergwelt der Fenesleute. Da eben überall Kuchen gebacken wurden, probierte sie beim Mütterle dabei ihre Kunst. Der Streußelkuchen gelang wie selten einer, alle guten und bösen Nachbarn fanden sich ein, kosteten, staunten und bald sprach es sich im Städtchen herum. Auch die ehemaligen Dienstherrn konnten der Neugierde nicht widerstehen, kamen und kosteten. Essen und umgestimmt sein, war eins. Bei dieser guten Köchin war die Armut kein Ehehindernis mehr, aus den mürrischen Dienstherrn wurden glückliche Schwiegereltern, aus der armen Magd ward eine glückliche Braut und in kurzer Zeit auch eine angesehene, tüchtige Bäuerin. Dies alles verdankte sie der Kochkunst der Fenesweibla. Somit stammt der so berühmte Streußelkuchen aus unserm kleinen Friedeberg, von wo er seinen Siegeszug ins ganze Schlesierland antrat.

Die Fenesleute als Helfer der Armen.

Bei den alten Felsen hinter der alten Fackelschule in Friedeberg sollen Erdgeister, die Fenesleute, früher ihr Wesen getrieben haben. Man sieht in den Felsen noch solche sizähnliche Vertiefungen, in denen die Fenesmännchen gefessen haben. In hellen Mondscheinmächten waren die Fenesmännchen draußen zu sehen, wie sie lustig tanzten, ihre Mütchen in die Höhe warfen und wieder aufgingen. Gelang es einem Menschen, so ein Mütlein zu erhaschen, so hatte das Fenesmännchen seine Macht verloren, bat himmelhoch es ihm wiederzugeben und versprach dafür gute Belohnung.

Ein armer Mann, der in großer Geldverlegenheit war, bat einst seinen reichen Bruder um Hilfe. Der aber war ein Geizhals, half ihm nicht, und kummervoll trat er wieder den Heimweg an. Als er unterwegs an den Fenesfelsen vorbeikam, traf es sich, daß ein Fenesmännchen auf ihn zukam und nach der Ursache seines betäubten Wesens fragte. Als der arme Mann ihm seine Not geklagt hatte, beschenkte ihn das Männchen derart reichlich, daß von der Stunde an seine Not ein Ende hatte. Dem geizigen Bruder aber ging es fortan nicht mehr so gut wie früher.

Das Erlebnis des Besenbinders am steinigem Berge in Gurschdorf.

Am steinigem Berg war einer um Besenruten. Als er bei einem Felten war, da rief es: „Du Weib, schmeiß m'r dos neue Meßla ra, ich will noch Basdorf ei de Huchzich giehn!“ Das wunderte den Besenbinder, weil er nichts sah und er rief auch: „Du Weib, schmeiß m'r dos ale Meßla raus, ich will noch Basdorf ei de Huchzich giehn!“ Da kam auch schon ein Mütlein vom Stein herabgeflogen, er setzte sich's auf und da war er auch bald in Barzdorf bei einer Hochzeitstafel. Neben der Braut sah er ein kleines Männlein sitzen, das immer fest den Rücken vom Teller herunterraß. Als das kleine Männlein ihn erblickte, riß es ihm' rasch die Mütze vom Kopf und alle Leute sahen ihn dann.

Mündlich, berichtete der 77 Jahre alte Waldarbeiter Emil Pohl in Gurschdorf über die Venesleute, die er als Wichtel oder Wichtelmännchen bezeichnet, und als ihre Wohnsitze auch die ofentopfförmlich ausgehöhlten Steine von Schwarzwasser und Kaltenstein nennt. (Pfeifenstein, Sichensteine.)

Ein Wechselbalg in Gurschdorf.

Eines Sonntags früh ging ein Gurschdorfer Bauer am nahen Walde vorbei. Plötzlich hörte er in diesem hacken. Er wunderte sich, wer hier an einem Sonntage mit Hacken sich beschäftigte, und ging auf den Schall zu. Nachdem er eine kurze Strecke gegangen war, traf er einen kleinen Mann, der an einem Stücke Holz herumhackte. Der Bauer fragte ihn, warum er am Tage des Herrn arbeite und was er aus diesem Holzstücke anfertigen wolle. Er erhielt zur Antwort: Es soll ein Kind für dein Weib werden. Ich werde mir nämlich deines Weibes Kind holen und ihr dieses Stück Holz dafür zur Strafe geben, daß sie nicht in ihrem Wochenbette blieb.

Der Bauer erschreck und eilte nach Hause. Als er in seiner Wohnung ankam, lag das Stück Holz schon als Wechselbalg im Bette seines Kindes und sein Kind war weg. Unser Bauer aber wußte, was er zu tun hatte. Er holte sich Birkenruten und schlug mit diesen das eingewechselte Kind. Sehr bald traten Venusweibchen unter die Wand und baten, er möchte doch endlich dem Schlagen ein Ende machen. Er aber hörte nicht auf ihre Bitten und fuhr fort, auf das Kind loszuschlagen. Da endlich warfen die Venusweibchen dem Bauer sein Kind hin, nahmen sich den Wechselbalg und eilten mit ihm von dannen.

Eine ähnliche Sage ohne genauere Ortsangaben ist die folgende: Die Fenigmännchen haben oft Wechselbälge in die Familien gebracht. Einmal hat es abends geklopft bei einem jungen Bauernpaare, das ein Söhnchen in der Wiege liegen hatte. Noch ehe die Bauersfrau öffnet, geht das Fenster auf und herein fliegt ein „hölzernes Kind“. Da wußte die Frau, daß das die Fenigmännchen gemacht hätten. „Jesus, Maria und Joseph, die wulln ünse Kind hulln!“ schreit sie auf. Und der Mann springt zur Wiege und reißt das Kind in seine Arme. Dadurch war den Fenigmännchen die Macht genommen und das Kind gerettet.

Die Venussteine und Venesweibla bei Schwarzwasser und die neugierige Schneidersfrau.

In der Nähe von Schwarzwasser befinden sich auf einer Anhöhe eine Anzahl Steine „Venusnapla“, die einem Stuhl nicht unähnlich sehen. Von diesen Steinen geht die Sage, daß sie die einstigen Wohnsitze der Venusweiblein bildeten. Diese Wesen liebten die Bewohner der umliegenden Ortschaften, brachten ihnen Glück und Segen und waren ihnen insbesondere zur Nachtzeit bei den Arbeiten behilflich.

Die Frau eines Schneiders in Schwarzwasser, dem sie oft des Nachts die Arbeit fertig machten, hätte sie gar zu gerne einmal gesehen und beobachtet. Nach vielen vergeblichen Versuchen streute sie einmal vor dem Schlafengehen Erbsen im Zimmer herum, indem sie glaubte, die „Fensweibla“ würden darüber fallen und nicht so leicht verschwinden können. Als sie jedoch auf ein von den Venusweibchen herrührendes Geräusch herbeieilte, waren sie alle schon verschwunden, und diesmal für immer. — (Siehe [REDACTED] Heilmännchen.)

Von den Fenesteuten Rothwassers.

In diesem Dorfe erinnert uns an jenes kleine Völkchen noch ein Flurname, der Venusberg, der ausgehöhlte Steine aufweist.

Wenn die Fenesweibla in ihren steinernen Schüsseln und Kesseln die Wäsche ausgekocht haben, dann tragen sie selbe gern bis zum Bach im Dorf zum Ausschweifen. Finden sie bei dieser Gelegenheit kleine Kinder am Bache sitzen, so beschenken sie diese oft mit grünen Blättern, die sich später in Gold verwandeln.

Die Sage von Rothwasser Quarcksteine.

Von diesem Stein erzählte der Holzmacher Ernst Buchmann aus Alt-Rothwasser. Herrn Forstingenieur Walter Stanko folgendes:

Vor zwei Jahren soll dort abends ein Fuhrmann vorüber gefahren sein, den drei Fenesweibla anriefen und baten, mitfahren zu dürfen. Er willfahrte ihrer Bitte, ließ alle drei aufsitzen und fuhr seines Weges fort. Nach geraumer Zeit bemerkte er, daß die Pferde immer schwerer zu ziehn hatten, bis sie den Wagen kaum mehr von der Stelle brachten. In der Annahme, daß die Weibla die Ursache wären, geriet er in Zorn und schlug jäh mit seiner Peitsche auf die drei undankbaren Fahrgäste ein, daß diese schleunigst absprangen und sich weinend auf den neben dem Weg befindlichen Stein setzten. Die Vertiefung am Quark- oder Mikligsteine rührt also von jenen drei Fenesweiblein her, die ihn ausgefressen haben. (Mündlich.)

Venusleute u. Venusbäder in Jungferndorf.

Die Sage, daß Venusweibchen in dem Beerberge auf dem Felsen gehaut haben, die den Bewohnern bei guter Behandlung „Segen“, bei schlechter „Verderben und Unglück“ bereitet haben, ist allgemein bekannt. So lesen wir in der Bezirksheimatkunde, aber eine eigene Sage mit bestimmter Handlung ist Heute nicht mehr zu erfragen. —

In dem auf dem Grunde des Herrn Brannö Lager in Jungferndorf befindlichen Fenesnapla sollen die Fenesweibla ihre Suppe gekocht und gelöffelt haben. So haben es dem jetzigen Besitzer seine Großeltern erzählt, wie mir an Ort und Stelle gesagt wurde.

Auch Eus schreibt von Jungferndorf, daß dem Bärenberg (Beerberg) und Kühnberg (Weidenauer Kienberg) sonderbar durchbrochene, kegelförmig ausgehöhlte und wunderbar gestaltete Granitfelsen entsteigen, denen die Phantasie der Leute, wegen ihrer eigentümlichen Form die Namen „Hasen-, Sphingren-, Predigerstühle“ und dgl. gab, sie aber auch als „Nixen- und Phönixweibelbäder“ bezeichnete.

Freiwaldauer Bezirksheimatkunde, Eus, Öppalund, und mündlich.

Das Fenesmannla als „getreuer Eckart“.

Erlennwiese betrachtet auch die Wiesen unterhalb Lauernigs, die Gegend von Paulinburg, Gotthardtsdorf und Fuchswinkel als rechte Lummelplätze der Venusleute und schreibt ihnen auch das Forchtichmachen und

Tobanzeigen zu. Der Name Venusleute und Venusnapla soll nach seiner Meinung mit der römischen Göttin Venus nichts zu tun haben, sondern seine Bedeutung bezw. seinen Stamm in Fee, feenlast, haben. —

Eine alte Erzählung seines Vaters, die in der Zeit vor etwa 125 Jahren handelt, überlieferte er wie folgt:

Als ich noch ein Junge von 10 oder 12 Jahren war, fuhr ich mit meinen Eltern und zwei Geschwistern nach Wildschütz zu einer Leiche. Am späten Nachmittag ging ein heftiges Gewitter nieder, weswegen wir in ziemlicher Finsternis erst abends heimwärts fuhrten. In der Nähe von Sörgsdorf tauchte vor dem Wagen ein graues Männlein auf, lief immer vor den Pferden her und saß plötzlich zwischen ihnen vorn auf der Deichsel. Der Knecht wunderte sich, schrie das Männlein an, hieb mit der Peitsche hin, aber es wich nicht von seinem Plage. Verwundert stiegen wir ab und als wir zu den Köpfen der Pferde sahen, war das Männlein verschwunden und keine Spur mehr vom ihm zu finden. Doch nur wenige Schritte vor den Pferden gähnte ein tiefer Straßenriß, da das Unwetter das einfache Brückel weggerissen hatte.

So war in diesem Falle das Fenesmannla als Warner in Not und Gefahr, als guter Schutzgeist, zum Ketter der ganzen Familie geworden. —

Wie der Holzmacher durchs Fenesmannla ohne Einladung zur Hochzeitstafel kam.

Mitunter wurden einsame Wanderer im Walde von Fenesleuten angesprochen, was auch unserm Holzacker an einem heißen Sommertage geschah. Als er Hunger spürte, machte er eine Arbeitspause und ging zur Quelle, um sich mit einem frischen Trunke zu stärken. Da stand plötzlich ein kleines Männlein vor ihm und bat, auch einmal trinken zu dürfen, was der Waldarbeiter gern zugab. Nun gelüstete es dem Männlein nach einem guten Bissen und es lud den Holzmacher ein, mit ihm nach Weißbach zur Hochzeit zu gehen. Ungläubig schüttelte da der biedere Mann den Kopf. Wie konnte er ohne Einladung zu einer Hochzeit gehen, da er doch weder das Brautpaar noch den Wirt kannte? Doch das Zwerglein schaffte Rat, es setzte ihm eine Larnkappe auf, die unsichtbar macht, verbot ihm aber strenge, ja nicht zu lachen. Beide gingen nun nach Weißbach, stellten sich beiderseits der Saaltür auf und nahmen von jeder der hereingetragenen Schüsseln soviel sie gelüstete. Unfer Holzmacher, der lange gefastet hatte, langte

tüchtig zu, und so kam es, daß manche Schüssel, die vollgefüllt zur Tür hereinkam, zur Hälfte geleert am Tische anlangte. Die Hochzeitsgäste murrten mit dem Wirt, der schimpfte die Dienstleute diebisch und diese glaubten wieder, der böse Geist hätte seine Hand im Spiele. Während man schließlich lebhaft zankte und stritt, füllte unser gefättigter Holzmacher alle seine Taschen, um Weib und Kindern etwas mitzubringen. Ueberfättigt, wie er war, vergaß er des Männleins Warnung und im Uebermut belustigte er sich, daß andere Schelle bekamen, während er als Dieb ungescholten und unerwischt blieb — und lachte aus Herzenslust. Doch im gleichen Augenblicke riß ihm das Fenesmannl die Tarnkappe vom Kopfe und lief auf und davon. Der Holzmacher, der eben sichtbar wurde, wie er einen tiefen Griff in eine Schüssel machte, mußte nun die Zeche teuer bezahlen. Wirt und Dienstleute fielen über ihn her und jagten ihn mit Spott und Schlägen zum Hause hinaus, daß er hoch und teuer gelobte, nie mehr nach Weißbach zur Hochzeit zu gehen.

Keste der alten Volkslage in der Überlieferung.

Im Volke selbst ist heute nicht mehr viel von Fenesleuten bekannt.

Die heute 75 Jahre alte „Wagnergrußla“ in Friedeberg teilt mit, daß in ihrer Kindheit die alten Leute viel von ihnen zu erzählen wußten. Die Fenesweibla waren besonders den Kuhhirten gut und versprachen ihnen oft: Wenn de gut folgst, do back ich dr an Kucha mit! In früherer Zeit kamen die Fenesleute bis zu den menschlichen Behausungen, klopfen an die Fenster, machten die Kinder forchtig und trugen sie auch fort, so daß man unfolgsamen Kindern drohte: Wenn r ni folgt, (ni ruhig seit) nahma eich de Fenesweibla mit!

In Rothwasser wissen sich die älteren Leute nur mehr zu erinnern, daß sie als kleine Kinder von ihren Eltern bezw. Großeltern, mit dem Rufe „Wort, die Fenesweiblan kommen!“ geschreckt wurden. So teilte mir Herr Oberlehrer Kosak mit. —

Herr Oberlehrer i. R. Josef Mittmann in Wildschütz erzählte mir auch, daß zu seiner Kinderzeit in Gotthardsdorf, einer Kolonie von Barzdorf bei Jauernig, von den alten Leuten noch mancherlei von den Fenesleuten erzählt wurde. —

Um 1860 war südlich oberhalb von Gotthardsdorf der kleine Bach, der in den moorigen Wiesen viele Seitenarme und Tümpel bildete, längs seines Laufes von sumpfigen Gras-

flächen, Strauchwerk und Gebüsch umsäumt. Einige der Tümpel waren tief und man fischte hier neben Gründeln, Schlammpeitschern und anderen kleinen Fischen auch Weißfische und Hechte. Seitwärts des Baches ragten zwischen dem Strauchwerk aus der sumpfigen Wiesenfläche da und dort verstreut liegende einzelne Steine hervor. Sie waren entweder schneeweiß oder aber schwarzbemoost und ziemlich groß und einige wiesen schüsselförmige Vertiefungen und Mulden auf, in denen das Regenwasser sich einige Zeit lang erhielt. Wenn wir Kinder nun in Begleitung der Mutter durch diese Wiesen gingen und um dies und jenes fragten, erzählte sie auch von diesen Steinen, bei denen die Fenesleute wohnten. Die Fenesweibla benützten sie zum Waschen ihres schneeweißen Linnenzeuges und hingen dieses an den Sträuchern zum Trocknen auf. Auf den Steinen hätte man sie auch schon sitzen und essen gesehen, aber sie seien immer gleich scheu im Gebüsch und Gestrüpp verschwunden. In diesem Gebüsch lag auch ein Bärnla (Quelle), aus dem kristallhelles Wasser hervorquoll, und diese Stelle blieb auch im Winter meist schneefrei und froh nicht zu. Von diesem Bärnla heißt es nun: „daß die Fenesweibla aus ihm die kleinen Kinder bringen“. Heut find Strauchwerk, Tümpel und Sumpfwiesen verschwunden, kaum findet man die Stelle, wo 's Bärnla quillt, und aus dem gewundenen Lauf des Bächleins ist ein schnurgerader, zwischen Feldfluren laufender Wassergraben geworden. — Von den Fenesweiblan, Fenessteinen und Fenesfagen weiß natürlich das heutige nüchterne Geschlecht längst nichts mehr. All die lustigen und gruslichen alten Geschichtlein sind unserer heutigen Welt, trotzdem die Alten sie so sorgsam hüteten und überlieferten, vollständig verloren gegangen. —

Herr Franz Mittmann, Bürgerschuldirektor i. R., dtz. in Berndorf in Nieder-Oesterreich, ebenfalls ein Landsmann, war so liebenswürdig, mir folgendes mitzuteilen:

Einst lagen in der Mönche-Bächne, mündlich Bade, einer Stelle im Hahnenwalde, viel Steine, die man für Sitze hielt. In deren Kreis stand zur Jugendzeit meines 1873 im 88. Lebensjahr in Groß-Krosse verstorbenen Großvaters, Kaspar Kluß, ein Kreuz an dem die Saatengeher eine Betstation machten. Die Möglichkeit, daß diese Steingebilde einst Opferstätten waren, ist nicht ohne weiters von der Hand zu weisen, wenn man bedenkt, daß oberhalb der Friedberger Fenesnapla das Gotteshausbergkirchel entstand und bei manchen dieser Steine Kreuze errichtet wurden, wie z. B. bei der Mönche-Bächne auch Bitt-

prozessionen zu diesen Kreuzsteinen gingen, wo die Saatengeher Station machten. — Ich erinnere mich noch lebhaft, wie mein Vater und der alte Wädlich gleich andern alten Leuten am Volksglauben hingen. — Auch nur zwei jüngsten Brüder machten nach dem Feuer in der Johannesnacht, wie viele Dorfjungen, unter dem Tisch ein Lager aus Kalmus, Saueramfer, Rümmele und anderen Stängeln fürs Fenestmannla. —

Ein Fenestreibla winkelte und klinkelte an Abenden unter der Bank oder in einem Winkel und zeigte damit den Tod eines Verwandten oder Bekannten an. —

Zwei alte Veteranen von 1812, der alte Faulhaber Anton und Keil August erzählten, daß sie einst ein Fenestmannla in Gestalt eines großen Fisches gefangen hätten; das sich aber ihren Händen entwand, worauf sie vielseitiges Hohngelächter gehört hätten. —

Dr. E. W. Braun = Troppau:

Einige Bemerkungen zu dem alten schlesischen Nepomuklied.

In Nr. 2 des laufenden Jahrganges der „Heimat“ wird ein interessantes altes schlesisches Lied auf den heiligen Johannes von Nepomuk abgedruckt, das nach der Anschauung des Verfassers nicht „aus dem 18. Jahrhundert stammt, sondern viel, viel älter ist“. Das ist eine irriige Ansicht, denn der Heilige wird in dem Liede die „Zierde der Prager Bruck“ genannt. Diese Statue des Johannes von Nepomuk, auf der alten Prager Karlsbrücke, die älteste ihrer Art, die kurze Zeit darauf zahllose Nachahmungen in Böhmen, Mähren, Schlesien, den österreichischen Provinzen und im katholischen Süddeutschland fand, ist erst im Jahre 1681 errichtet worden und ein echtes Werk der kollektivistischen Kunstanschauung des Barockzeitalters. Das (in Prager Privatbesitz) noch erhaltene kleine Original-Modell stammt nämlich von dem Tiroler Bildhauer und Maler Mathias Rauchmüller, der auch in Schlesien (Breslau und Liegnitz) arbeitete, die Ausführung der großen Statue in Bronze guß schuf der Nürnberger Herold nach dem Holzmodell, das einer der größten Prager Barockbildhauer, Johann Brockhoff, der aus der kleinen deutschen Stadt St. Georgenberg in der Zips stammt, nach Rauchmüllers Modell geschnitten hatte. Die systematische Verehrung des Heiligen setzte also erst mit dem Ende des 17.

Jahrhunderts ein und wurde literarisch eingeleitet durch ein Werk des gelehrten Prager Jesuiten Valbinus, das 1670 erschien und die erste zusammenfassende Lebensbeschreibung des Heiligen sowie die Legende gab. Den Höhepunkt der Verehrung bildete die Heiligensprechung des Johannes von Nepomuk im Jahre 1729. Die meisten Denkmäler Johannes von Nepomuks stammen daher aus der Zeit vor ungefähr 1690 bis ungefähr 1750. Und in diese Zeit muß auch das hübsche schlesische Volkslied gesetzt werden.

Ein Brandunglüd — und wie es danach kam.

(Fortsetzung und Schluß.)

Aber das Männlein würdigte das hingehaltene Buch nicht einmal eines Blickes. Und mit den Worten, das sei keine gangbare Ware und er könne davon gar keinen Gebrauch machen, wies er mir die Tür und kroch brummend wieder hinter seinen Tisch.

Wie vom Donner gerührt durch die abermalige Enttäuschung, stand ich auf der Straße. Das hatte ich nicht erwartet. Dreihundert Dreißig Jahre nach Meister Bach nichts Gangbares? Meine zehnjährige brave Arbeit eine Sache, von dem kein Gebrauch zu machen sei? O Gott! Zittern und Zagen übersiel mich. Und so schlich ich denn, schon ganz ohne Hoffnung, noch in die andern beiden Buchhandlungen. Ueberall wurde ich abgewiesen, und niemand mochte mein Werk auch nur ansehen.

O grausames Schicksal! Meine letzte, sichere, fröhliche Hoffnung war dahin.

Was sollte ich dem ängstlich harrenden Weibe im „Roten Regel“ sagen? Mußte die Unglückspost sie nicht ganz zu Boden schlagen? Und war ich denn nicht selbst zu Boden geworfen?

Da hielt ich nun das mühsam erarbeitete Werk von zehn langen Jahren in meinen zitternden Händen, und niemand fand sich, der mir auch nur einen Groschen dafür geboten hätte.

Was sollte ich anfangen? Was blieb mir und meinen hungernden Würmlein noch übrig?

Mit Tränen schlich ich an den stattlichen Häusern hin, die alle keine Hilfe für mich hatten, über den Markt, wo alles Mögliche zum Genuß ausgelegt und im Ueberfluß aufgehäuft war. Aber nichts, gar nichts fiel davon für mich ab. Immer näher kam ich der

elenden Kneipe, in der die Familie meiner harrete. Oh, meine Stimmung war schrecklicher als in dem Augenblicke, da ich hinter meinem brennenden Hause stand!

Da — o Gott! — da kam mir — ich weiß nicht, wie — der sechste Vers des schönen Liedes in die Kehle. Und als ich eben beim Hause des Justizrats angelangt war, konnte ich's nicht lassen und sang mit lauter Stimme:

„Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
da dich der Kummer plagt,
mit großen Gnaden rücken;
erwarte nur die Zeit,
so wirst du schon erblicken
die Sonn' der schönsten Freud'!“

Die Vorübergehenden mochten alle Ursache haben, zu glauben, daß es bei mir rap-pel; aber ich war wunderbar getröstet und begrüßte die mir aus dem „Roten Regel“ entgegenkommende Margarete mit dem freudigen Zuruf: „Viktoria! Liebes Weib! Wir sind von unserm Herrgott als seine Kinder auf- und angenommen und einer schweren Prüfung für würdig befunden. Denn wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Mit den Buchhändlern war es nichts. Die halten die Werke der Kunst für bloße Ware und fühlen, wie die Fleischer, nur nach der Fettwampe für ihren Laden. Hol' sie der Teufel! — Aber nun wollen wir auch nicht eine Stunde länger in diesem verwünschten Loche bleiben. Auf und nimm die Kleinen! Nun geht's nach 3. zum Gewürzkrämer.“

„Andreas,“ erwiderte mein Weib, „das geht nicht! Zuvor mußt du eine Mütze haben; du erfrierst mir sonst.“ „Freilich,“ fuhr ich fort, „aber woher die Mütze nehmen? Haben wir doch nur drei Gulden noch. Und geb' ich die für die Mütze hin, wie sollen wir dann nach 3. kommen?“

„Beruhige dich,“ entgegnete Margarete, „ich habe zum Glück in meiner Tasche noch den silbernen Fingerhut gefunden und ein Tuch, das wir nicht brauchen. Damit halten wir uns über Wasser. Aber eine Mütze mußt du unbedingt haben.“

„In Gottes Namen denn,“ antwortete ich. Und so traten wir insgesamt in das Haus des Kürschners Kilian Brustfleck.

Der Meister Kürschner hatte gar schöne Mützen, aber sie waren alle zu köstlich für mich und zu teuer.

„Hier ist zwar noch eine in der Arbeit,“ sagte er, „eine recht feine Fudelmütze, die ich dem Herrn Kantor auch für drei Gulden laf-

sen kann. Aber da muß der Herr Kantor noch ein halbes Stündchen warten, bis der Geselle damit fertig ist.“

Mir war das ganz recht. Konnten sich doch die Meinen unterdes umsonst am warmen Ofen laben und ich dem ehrlichen Meister meine Leidensgeschichte erzählen. Er hörte sie mit herzlicher Teilnahme an und schimpfte auf die schlechten Bettern und Buchhändler nicht wenig. Ja, er war durch mein Unglück und Elend so gerührt, daß er mir die Mütze um einen halben Gulden wohlfeiler zu lassen versprach.

„Was?“ krächzte da plötzlich jemand, den ich bis dahin noch gar nicht im Zimmer bemerkt hatte, aus einem Winkel hervor, Meister Kilian ist Er toll? Die schöne Mütze, die unter Brüdern mehr wert ist? Weiß Er was? Laß Er mir die Mütze! Ich geb' Ihm dafür vier Gulden.“

Schrecken, als wäre mir plötzlich der Teufel erschienen, lächelte meine Zunge. Der Unhold, der mein Elend kannte — denn er hatte ja alles mit angehört —, ein altes Männlein in einem braunen Rocke, schlich näher, schnupfte eine Prise nach der andern, trat zu meinen Kindern und sprach mit böhmischem Lachen, indem er Gottlieb in die Backen kniff: „Hi, hi, hi, du junge Brut! Warum stirbst du nicht? Aber vielleicht erfriert ihr doch noch heute! Hi, hi, hi!“

„Herr!“ rief mein Weib empört, „find Sie ein Mensch und ein Christ? Können Sie meinem armen Mann die Mütze nehmen?“

„Warum nicht?“ lachte das Männlein; „ich brauche sie selber, und gebe dafür vier Gulden.“

„Nimmermehr geb' ich sie Ihnen, Herr!“ rief nun der wackere Meister; „ich habe dem Kantor diese Mütze versprochen, und er soll sie auch haben.“

„Nun, so mache Er, was Er will,“ entgegnete der Braune; „aber unter vier Gulden lasse er sie nicht! Das sag' ich Ihm. Und das will ich haben. Versteht Er, Meister Kilian?“

„Ja,“ antwortete dieser betroffen, „ich verstehe. Und da der Herr Kantor so gut Orgel spielen kann, mag er sich unterdessen — bis die Mütze fertig ist — einen Zeitvertreib auf dem Klavier machen.“

Im Zimmer stand nämlich ein Instrument, auf dem die Kinder des Meisters lernten und das nicht übel war.

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, setzte mich hin, schlug meine Orgelwerkspiele auf und spielte wacker, erst in grimmigem Anmut, aber nach und nach befänstigt durch die heilige Kraft der Musik, die wie Balsam

auf mein wundes Herz wirkte. Zuletzt spielte ich meinen Lieblingschoral „Befiehl du deine Wege,“ und freute mich, daß selbst der braune Teufel, von den Tönen gelockt, an meine Seite gesesslich war. Aber als ich geendet hatte, krächzte der Unhold wieder unter höhnischem Lachen: „Damit — hi, hi, hi, — wird der Herr Kantor keinen Hund vom Ofen locken. Geld ist die Losung. — Die Mütze ist nun fertig. Rücke also der Herr Kantor mit den vier Gulden heraus, sonst ist die Mütze mein!“

O Himmel! Ich hatte keinen Heller mehr als drei Gulden bei mir. Mein und meines Weibes Bitten bei dem Meister, daß er sein Versprechen halten möge, war fruchtlos. „Wenn ich auch wollte,“ sprach Kilian achselzuckend, „so darf ich doch nicht. Und vier Gulden müssen bezahlt werden, sonst gehört die Mütze wahrhaftig dem alten Herrn.“ Der lachte wieder höhnisch und meinte, unter diesen Umständen sei es doch wohl besser, ich ginge wieder in den „Roten Kegel“ zurück und warte da, bis das Wetter gelinder geworden sei.

Entrüstet über diese Bosheit wollte weder ich noch Margarete ein Wort verlieren. Und ich rief: „Fort, fort aus diesem Sodom! Fort nach Z. zum Better Benjamin!“

Margarete langte das Tuch heraus, von dem sie gesprochen hatte, legte drei Gulden dazu und meinte, das sei zusammen wohl reichlich vier Gulden wert. Aber der alte Braunrock schob das Tuch zurück und erbot sich, mir einen Gulden zu leihen, wenn ich ihm dafür meine Orgelverspiele verpfändete.

Was wollte ich machen! So bitter mir es auch ankam, mein Werk in solchen Händen zu wissen und ein Schuldner dieses Menschen zu sein, ich mußte in den sauren Apfel beißen. Ich versuchte, ob nicht der Meister das Tuch selbst als Pfand annehmen würde; aber auf einen Wink des Braunen hin weigerte er sich, es zu tun. So zahlte mir also das boshafte Männlein den geliebten Gulden, nahm mein liebes Werk und ging mit höhnischem und spöttischen Lachen fort.

„Wer ist der Teufel?“ fragte ich den Meister.

„Das ist Bastian, Herr Kantor!“ lautete die Antwort. „Aber was er tut, mag ganz recht sein. Doch hat er mich auch gezwungen, dem Herrn Kantor einen Gulden mehr, als ich gewollt, abzunehmen, so hat er mir's doch nicht verwehrt, euch, ihr armen, guten Menschen, jetzt einen tüchtigen Kaffee vorzusetzen. Ja, der muß gleich herein und ein paar frische Semmeln dazu“

Gern folgte die menschenfreundliche Hausfrau dem wohlthätigen Wunsche. Und bald dampfte der stärkende Trank und erquickte mit den weißen Semmeln uns Hungerige und Durstige.

Dankgerührt, verließen wir dann den ehrlichen Meister, waren wir doch nun warm und satt und war doch mein Haupt nun von der allertrefflichsten Pudelmütze bedeckt.

Aber — o Gott! — kaum hatten wir auf dem Wege nach Z. zwei Straßen der Stadt durchwandert, als zwei Polizisten, in Begleitung des Braunrockes, uns entgegentraten.

„Das sind sie!“ sagte dieser, auf uns zeigend; „die bringt mir mit!“

„Was?“ rief ich; „was wollen sie von uns? Wir sind ehrliche Leute!“

„Ehrliche Leute?“ grinste der Alte, „nun, das wird sich finden.“

All meine Rechtfertigungen, alle Tränen meines Weibes halfen nichts. Wir wurden fortgeführt, und dann und wann sah ich unsern Teufel höhnisch lachen, während die Polizisten manches undeutlich von Vagabunden und Landstreichern murmelten.

So ging's fort bis vor die Stadt. Hier öffneten sie ein Sittertor und führten mich und die Meinen in ein kleines Zimmer, an das noch eine Kammer stieß.

„Herr,“ sprach ich zu dem Alten, „vielleicht sind sie hier der Oberpolizist — und wahrhaftig einen besseren hätte der Fürst nicht finden können. Aber sagen Sie mir, was sollen ich und die Meinen verbrochen haben? Sollen wir nun auch noch im Kerker schmachten?“

„Beruhige sich der Herr Kantor!“ entgegnete Bastian, nachdem die andern sich entfernt hatten, und beliebe er nur kurz zu sagen, ob er hier in der Stadt bleiben oder wirklich nach Z. wandern will!“

„Ja, nach Z. will ich,“ rief ich mit bitterem Lachen, nach Z., und den Staub dieser heillosen Stadt von meinen Füßen schütteln!“

„Nun dann,“ entgegnete der Alte, „dann kann ich nicht helfen. Und der Herr Kantor bleibt ein Gefangener!“ Damit entfernte er sich, und ich hörte, wie er die Thür verschloß.

Da fiel mir mein liebes Weib laut weinend in die Arme, und ich selbst war trostlos. Also ein Bettler, vertrieben, gekränkt. Und nun auch noch gefangen. Das war zu viel.

Lange Zeit konnten wir uns nicht fassen und bemerkten kaum, daß unser Zimmer mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet war. Endlich untersuchten wir alles genauer und gingen auch in die Kammer. Da standen zwei

reinliche Betten, und sogar die Wiege für das Kleinste war nicht vergessen, so daß ich ausrief: „Wahrlich, für ein Gefängnis sehr wohl bestellt!“

Noch sonderbarer aber ward uns, als zum Abend eine alte hinkende Heze in die Stube trat, einen Krug Bier, Pfeife und Tabak und ein brennendes Licht auf den Tisch stellte und daneben ein Gesangbuch legte.

„Margarete,“ sprach ich, „was bedeutet das? Sizen wir hier auf dem Tod und will man uns noch zuletzt eine Güte antun?“

Am allersonderbarsten aber ward uns, als dieselbe Heze eine Stunde drauf den Tisch deckte und eine kräftige Suppe und Braten brachte.

„Es ist sicher, Andreas,“ rief nun Margarete, „wir sizen, zum Tode verurteilt. Und das ist die Henkersmahlzeit. O Gott, erbarme dich unserer armen Kinder!“

Mir war freilich selbst ganz weich zumute, aber dennoch bedachte ich, daß wir gar nichts verbrochen hatten, daß wir in der Hauptstadt eines gerechten und menschlichen Fürsten waren und nicht ungehört verurteilt werden konnten. Diese Betrachtungen frischten unsern Mut auf, und wir nahmen das Gesangbuch und sangen:

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
so wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurückegehn.
Was er sich vorgenommen
und was er haben will,
das muß doch endlich kommen
zu seinem Zweck und Ziel.

Nach diesem Singen kam die Beruhigung. Der Hunger war schon lange da, und so bedachten wir uns denn keinen Augenblick länger, setzten uns an den Tisch und ließen uns das treffliche Abendbrot schmecken. Mit der Ruhe des guten Gewissens legten wir uns schließlich in unsere weichen Betten.

Kaum war der Tag angebrochen, so erschien ein reichliches Frühstück und mit ihm der Alte, der mich wieder höhnisch fragte, ob ich hier bleiben oder nach Z. wollte. Meine Antwort war die gleiche wie am vorherigen Tage; auch das Ergebnis blieb das selbe. Aber Mittag- und Abendbrot waren ausnehmend gut.

So ging's drei Tage hintereinander, und uns fehlte nichts als die Freiheit und die Aufklärung über unser sonderbares Schicksal.

Diese ward uns aber am Morgen des vierten Tages. Da trat ein ältlicher Herr

mit einem Paket Noten in das Zimmer. Es war der Kapelldirektor, der selige, würdige Vater unseres Kapellmeisters.

„Wie geht's, Herr Kantor?“ war die Anrede.

„Wie es geht?“ erwiderte ich. „Wie es ein'm armen, abgebrannten, im Gefängnis sitzenden Kantor gehen kann!“

„Was Teufel, Herr, Sie halten doch dieses Haus nicht etwa für ein Gefängnis?“ rief der Fremde.

„Für was sonst?“ war meine Antwort. „Und ist nicht der Teufel, den Ihr Bastian nennt, der Obergesangenenhüter?“

„Herr, sind Sie toll?“ entgegnete der Kapelldirektor, „Bastian der Obergesangenenhüter? Bastian ein Teufel? Bastian, dieser edelste der Menschen, dem Sie und Ihre Familie Ihr Glück verdanken werden?!“

Ich war wie aus den Wolken gefallen und bat, mir doch nun endlich dieses Rätsel zu lösen.

Der Kapelldirektor setzte sich neben mich und sagte mir dann, wie sich alles verhalte. Bastian sei der alte im Ruhestand lebende Leibdiener des seligen Fürsten, den aber der jetzt regierende hoch ehre, durch den er unzähliges Gute im stillen wirke und den er bei allem Wichtigem zu Rate ziehe. Als ich beim Meister Kürschner meine Leidensgeschichte erzählte, sei ihm ganz weich zumute geworden. Und er habe sogleich auf Mittel gesonnen, mir zu helfen. Als ich dann gesagt, daß ich ein Schüler des großen Bach sei, als er meine Orgelworspiele gesehen und mich spielen gehört, habe sich mit einem Male in ihm ein Plan zu meiner Versorgung gebildet. Den hätte er aber nicht ausführen können, wenn es nach meinem Kopfe gegangen und ich nach Z. gewandert wäre. Denn der Fürst — auf den hiebei das meiste ankomme — sei auf seinem Jagdschlosse und komme erst in einigen Tagen zurück. Aus diesen Gründen habe er meinem Vorsatz die größten Schwierigkeiten entgegengestellt und um mich fester zu haben, meine Orgelworspiele an sich gebracht. Als er aber gesehen, daß auch dies alles noch vergebens war und ich dennoch nach Z. pilgern wollte, habe er mich in dieses Haus bringen lassen, das kein Gefängnis, sondern das schöne Gartenhaus sei, das der Fürst dem treuen Diener zum Geschenk gemacht. Hier speise uns nun vorläufig der Edle. Fürs erste habe er auch bewirkt, daß ich gegen guten Lohn den Prinzeßinnen Unterricht im Klavierspielen erteilen

dürfe, bis das Bessere, das man mir zgedacht, zur Wirklichkeit werden könne. —

Ich war bei dieser Erzählung wie vom Donner gerührt. Und unwillkürlich riefen Margarete und ich aus: „O du edler Bastian, vergib uns unsere Schuld! Wir wußten nicht, was wir taten.“

„Und Ihr wißt auch jetzt noch nicht, was Bastian tut,“ fuhr der Kapellmeister fort. „Aber vertraut auf Gott, Herr Kantor! Er wird alles zu einem herrlichen Ziele führen. Morgen um neun Uhr beginnt Euer Unterricht bei den Prinzessinnen. Und hier bringe ich auch etwas zur Übung. Ein Fortepiano wird auch gleich da sein.“

Kaum hatte er dies gesagt, als ein stattliches Instrument ins Zimmer gebracht wurde. Hinter demselben erschien Bastian und fragte wieder recht höhnisch: „Wollen der Herr Kantor noch nach Z.“

„Nein, nein!“ rief ich, „hier bleiben will ich, edler Wohltäter, hier bleiben, fleißig sein und Ihnen mit meiner Familie Dankbarkeit erzeigen!“

„Hi, hi, hi!“ lachte der Alte, schnupfte kräftig und fuhr fort: „So ist denn nun auch der Herr Kantor des Arrestes quitt — und mag gehen, wohin es Ihm beliebt. Ist Er aber nicht gesonnen, beim Herrn Vetter in der Vorstadt oder beim Herrn Justizrat Wohnung zu nehmen oder sich im „Roten Regel“ die Haut über die Ohren ziehen zu lassen, so darf er — wenn es ihm gefällt — auch bis auf weiteres hier bleiben.“ —

Meine Stunden bei den Prinzessinnen verliefen trefflich. Und an Essen und Trinken und aller Lebensnotdurft für mich und die Meinen fehlte es nicht. Margarete nähte und strickte. Bastians belehrende und edle Gesellschaft verkürzte uns die Abende. Ich selbst mußte tüchtig vorspielen. Und alle Sonnabende erhielt ich einen blanken Dukaten. Ach, das war ein Leben wie im Himmel! Aber einst, als ich wieder bei den Prinzessinnen war und tapfer auf dem Flügel phantasierte, stand auf einmal der Fürst hinter uns. Ich dachte, der Schlag sollte mich rühren. Doch der Fürst klopfte mir freundlich auf die Schulter und sagte: „Brav, Herr Kantor! Sie mögen auch einmal die Orgel in der Sakskirche spielen!“

Ja, das war seit langem mein sehnlichster Wunsch. Oft hatte ich Sonntags bescheiden neben der Orgelbank gestanden, auf welcher der alte, zweiundsiebzigjährige Hoforganist gewaltig und mit Meisterkraft spielte. Und genau hatte ich mir die Behandlung des Instruments und die Register gemerkt. Aber

ich hatte nie den Mut gehabt, den grämlichen Alten um die Erlaubnis zu bitten, ein Lied auf seiner Orgel spielen zu dürfen. Ich wußte, wohl hatte ihm Bastian meine Orgelvorspiele gegeben, aber dennoch war ich von dem Alten, den Sicht und Bodagra hart peinigten, auch nur eines freundlichen Blickes gewürdigt worden. Da mit einem Male ließ mir der Hoforganist sagen, ich möge kommenden Sonntag die Orgel spielen.

Gott, wie glücklich war ich!

Ich konnte den teuren Sonntag kaum erwarten.

Es war gerade ein besonderer Festtag.

Das Volk strömte in vollen Scharen herbei, und ich wußte, daß auch der Fürst mit seinem ganzen Hofe in der Kirche sei.

Oh, mit welchen Empfindungen setzte ich mich da auf die Orgelbank! Und welche Gefühle überkamen mich, als ich vorn an der Brustlehne des Chors die ganze fürstliche Kapelle, mit dem Kapelldirektor an der Spitze sah.

Aber Grausen und Schrecken ergriff mich, als nun auch der alte, strenge Hoforganist mir zur Seite trat — die kranke rechte Hand in Rissen eingebunden — und links der Bastian sich hinstellte.

Erst hielt ich den langen, tiefen Ton im Pedale, hierauf griff ich volle Akkorde des ganzen gekoppelten Werkes. Wie Sturm fuhr ich dann durch alle Oktaven auf und nieder und trieb die Tonwellen bis auf die höchste Spitze des Grausens und Entsetzens. Alles wurde mäuschenstill ringsum. Jetzt ließ ich die Pauken wirbeln, ganz allein und ohne Begleitung. Nun dröhnten wieder die vollen Akkorde, nun wieder die Einzelpauken. Endlich vereinigte sich alles zu einem rauschenden Doppelsatz, der die ganze große Kirche mit einem Donmeer erfüllte und das Lob und die Größe des Allmächtigen wie mit Donner und Engelstimmen verkündigte. Er leitete den Choral „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ ein, den ich dann kräftig und schlicht spielte.

Darauf kam die Musik der Kapelle. Ich spielte dazu meine Stimme mit Genauigkeit und notwendiger Zurückhaltung. Aber als ich im letzten Orgelstück meine ganze Kraft entfaltete und dazu die sonderbarsten Register gezogen hatte, bemerkte ich, daß der Hoforganist sich plötzlich entfernte. Er war schon lange mürrisch herumgeschlichen.

Die Musik war beendet, und nun kam das Hauptlied. O Gott, es war ja mein geliebtes „Befiehl du deine Wege“.

Ich spielte es mit Aufbietung all meiner Kunst und holte immer neue Klangwunder

aus der vielstimmigen Orgel hervor. Wohl eine Viertelstunde währte dies. Dann schloß ich, indem ich gerade bei dem letzten Satz der Melodie auf überraschende Weise das Glockenspiel einsetzten ließ.

Kein Atemzug regte sich in dem unermeßlichen Gebäude. Bastian nur hatte schon lange höhnisch gelacht und stark geschmupft. Da, als ich eben das Lied selbst beginnen wollte — Gott im Himmel! — schoß auf einmal der Hoforganist hinter der Orgel hervor, auf mich zu, und rief mit donnernder Stimme: „Herunter von der Bank! Er (zu einem Schüler sich wendend), Er spielt das Lied!“

Wie vom Blitz gerührt, verließ ich die Orgelbank. Ich glaubte, alles sehr gut gemacht zu haben, und mußte dennoch mich fortjagen lassen von einem Sitze, dessen man mich nicht würdig fand. Und das Allerschlimmste: ich mußte nun mit anhören, wie ein Anfänger den herrlichen Choral herunterstümperte.

Mich als armer Sünder fühlend, schlich ich auf einen Schemel, der an der Orgel stand und setzte mich zitternd und zagend. Niemand sprach mit mir. Bastian stand still und verstockt an der Brustlehne, und die andern mieden mich alle, gingen in weitem Bogen an mir vorbei und betrachteten mich mit scheuem Blick.

Raum konnte ich die Predigt aushalten. Was gepredigt wurde, weiß ich nicht zu sagen. Ich achtete auf nichts. Nur das quälende Gefühl meines neuen und größten Unglücks beseeelte mich. Und mit niedergeschlagenem Sinn grübelte ich darüber nach, was ich denn eigentlich falsch gemacht.

An ein abermaliges Orgelspiel war natürlich nicht mehr zu denken. Ganz zerknirscht, schlich ich nach Hause, wo ich meinem Weibe mit Tränen in den Augen erzählte, wie schrecklich ich mich heute blamiert hätte und daß die Herrlichkeit hier nun bald ein Ende haben werde.

Kein Bissen schmeckte mir zu Mittag. Ich fand keinen Trost, zumal Bastian noch nicht nach Hause gekommen war.

Da, um drei Uhr — nein, es ist ganz unmöglich, zu beschreiben, was nun geschah! — traten der Kapelldirektor, der Hoforganist und Bastian ins Zimmer.

„Nun,“ dachte ich in meiner Angst, „nun wird's über dich hergehen! Nun werden sie dich gehörig maßregeln und wahrscheinlich fortjagen. Doch die Angst gab mir seltsamerweise Kraft und Besonnenheit. Und keck rief ich den Eintretenden entgegen: „Oh, bemühen Sie sich nicht, meine Herren! Ich weiß es

recht wohl, daß ich meine Sache sehr schlecht gemacht und daß ich nun gerüffelt werden soll! Aber wenn Ihr mir auch das Leben nehmt, ich versteh' es nicht besser, weiß auch nicht, wie das alles so merkwürdig verlaufen konnte. Doch das mag Euch gesagt sein: Besser als Eure dummen Chorbuben spiele ich dennoch!“

Ein entsetzliches Lachen von allen Dreien unterbrach mich. Und der Kapelldirektor drehte mich rundherum und rief: „Kantor, seid Ihr denn wirklich toll? Oder tut Ihr nur so? Ihr habt ja heut', ohne daß Ihr es selbst wußtet, Eure allertüchtigste Probe abgelegt. Kantor! Ihr seid ja nun Hoforganist zu St. Jakob!“

„Wie? — Was sagt Ihr? — Probe? Brav? — Hoforganist?“ lallte ich und sank auf den Stuhl.

„Ei, freilich,“ entgegnete Bastian und entfaltete das Schriftstück mit der fürstlichen Befätigung.

Aber die Buchstaben tanzten mir vor den Augen; ich konnte kein Wort erkennen. Margarete stand sprachlos und mit offenem Munde dabei.

„Nun, so bitt' ich Euch doch um Gotteswillen, Ihr gütigen Herren,“ seufzte ich, „tut mir den Gefallen und gebt mir ein paar recht verbe Ohrfeigen, damit ich aufwache. Denn wahrlich, das ist doch nur ein Schabernack von Traum.“

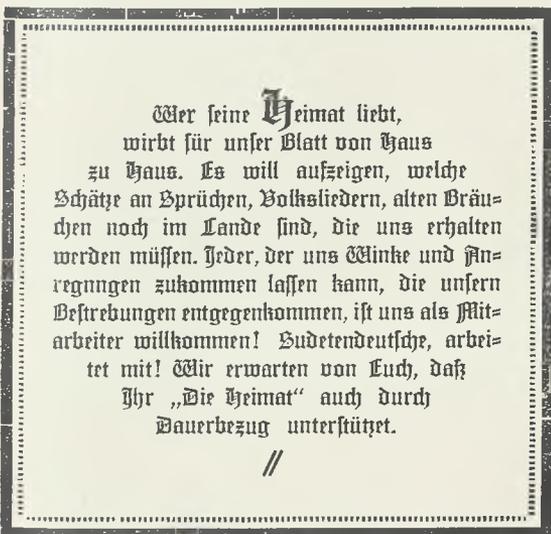
„Ei was, Traum!“ entgegnete der Kapelldirektor. „Hört, wie alles zugegangen! Und dann mögt Ihr Euch die Ohrfeigen selber geben, daß Ihr gar so verblendet seid. Lange schon hatte Euch Bastian unserm gnädigen Herrn zum Nachfolger unseres würdigen kranken Hoforganisten vorgeschlagen. Und da dieser selbst längst gewünscht, sich zur Ruhe setzen zu dürfen, seinen Posten aber nur einem tüchtigen Meister übergeben wollte, so kam es nur darauf an, festzustellen, ob Ihr dem neuen Amte auch gewachsen wäret. Eure Orgelvorspiele hatte der Hoforganist geprüft und dem Fürsten gegenüber sehr gelobt.“

„Und damit Ihr erst die Einrichtung unserer Orgel genau kennen lernet, ließ ich Euch auch nicht gleich darauf spielen,“ setzte der alte Hoforganist hinzu. „Die heutige Probe wurde ohne Euer Wissen anberaumt, damit Euch nicht die Hasenfurcht die Knochen lähme.“

„Und darum,“ nahm der Kapelldirektor wieder das Wort, „zwang ich Euch den schweren Psalm auf, der eine wahre Doktorprobe für einen Organisten ist. — Der Fürst war übrigens mit Eurem Spiel äußerst zufrieden und ernannte Euch auf der Stelle zum Nach-

folger des Hoforganisten, der mit vollem Gehalte in den Ruhestand treten darf."

Wie Schuppen fiel es bei diesen Erklärungen und Mitteilungen von meinen Augen. Ich war wirklich und wahrhaftig Hoforganist. Wie toll tanzte ich nun in der Stube herum und umarmte bald den Bastian, bald den Kapelldirektor, bald meine Margarete, bald den alten Hoforganisten, bald den Ofen. Es wurde Wein gebracht, und in der ganzen großen Stadt gab es keine glücklicheren Menschen als uns.



Felix Papsdorf.

(Zu unserer Kunstbeilage „Der Fußballspieler“.)

Fern der Großstadt wirkt auf dem der feinsinnigen Schriftstellerin Maria Stona gehörigem Schloß Strebowitz der Bildhauer Felix Papsdorf. Ursprünglich Architekt, im höheren Staatsbaudienst tätig, hat er letzteren mangels künstlerischer Betätigung bald verlassen, um sich der Bildhauerei zu widmen. Zuerst arbeitete er in Bildhauerwerkstätten in München und Rom, dann bei Casale in Berlin.

Das Studium der Architektur förderte ihn in seiner Auffassung gewaltig. Frühzeitig zog es ihn nach Griechenland und Italien, den klassischen Ländern der Bildhauerkunst. Michelangelo war für ihn eine künstlerische Offenbarung und sein gutes Schicksal. Denn trotz des unverkennbaren Einflusses dieses Giganten in Papsdorfs Werken hat er es verstanden, seine eigene Note zu bewahren.

Beim Betreten des Ateliers fesseln zwei in grauem Marmor ausgeführte überlebensgroßen Büsten den Blick. Der Kopf eines

alten Mannes, monumental aufgefaßt, herb im Ausdruck, breit modelliert, den Eindruck unbedingter Porträtähnlichkeit erweckend. Daneben das Haupt eines Athleten, dessen griechisches Profil eberne Züge und kunstvoller Schädelbau unverkennbar Einfluß des Antiken bekunden.

Und nun sein Hauptwerk, die Figur eines Fußballspielers in Carrarmarmor. Die abwehrende Stellung mit den gespannten Zügen des Spielers ist vorzüglich erfaßt. Das klassische Gesicht verrät größte Spannung, Arme und Füße sind prächtig modelliert. Der Rücken herrlich bis ins Kleinste durchgearbeitet, jedoch ohne eine Spur von Süßlichkeit. Das Ganze ist eine äußerst beachtenswerte Arbeit, die den strengsten Maßstab aushält. Gegenwärtig arbeitet Papsdorf an Entwürfen für eine zweite überlebensgroße Figur, den Flieger. Die viel versprechenden Skizzen lassen eine vollkommen künstlerische Arbeit erwarten.

D. S.



De Wänschmerleite! *)

Peterschdruff es ond wor immer a ornes Durf, wu die Reicha siehr mager gedeth'n; dos beßla, wo die Barge trän, rächt kaum zum footwarda fir de Familliche; ond bei dr Waberei sein och immer die foot gewurda, die de Arbt ausgahn tota, nie de Waber; ond eber die kliena Handwerker well ber orscht nie reda. Und so fein halt de Pitereschdruffer seit jehar off a Handel gezehn ond hun es Brut ei dr Frimde sucha müßfa. Do worn de Softweiber, dide zwähundertserenzwanzich Surta Troppa ond Dele römtruga; fir olle Krankhäta hotten se wos, ond a Leita hun die naturächta Saftlan besser geton, wie die heitiga, kemischa Megezina. Ond do worn de Wänschmerleite, die de friher immer off dr Wänschmer-Kodber dos Päch ond de Wänschmer ei de Wält fuhrta. Wars nie verstiht: Wänschmer es: Wagenschmiere ond Kodber es. Schubarre. De Wänschmerleite worn durchwägs gefonde Brieder, diebe met mejer ols met Wänschmer gefolbt worn ond worn immer bei Humore; leichtes Brut hotta se nie, ober se feierta de Fäste wie se fulla. Es loq asu eim Geschäfte, doß se immer ank Pech un

*) Die Wagenschmierleute. — Wir entnehmen den folgenden Beitrag der Faschingszeitung „De Beschoffstöpfe!“ Fostnich-Käseblatla fir Peterschdruff ond Umgebung, zu beziehen gegen 2 Kronen in Briefmarken von Rudolf Brodforb, Petersdorf bei Semmersdorf.

a Hofa hotta ond wenn se ei am Gosthause urndlich worn murda, do koont ma de Wänschmerrodber drei, vier ond acht Tage vier am Gosthause stihn sahn ond met a Quortierlan ond a Korta gieng munchmol a Monda- verdienst ei am Tage druff.

Do worn drei setta Hallodrios ei Deitsch- Liebau; de Geschäfte worn schlächt ganga ond do spülta se eim Gosthause met a poor Seitlan Braantwein de Entteischung nonder. Es tauerte nie lange ond se hotta dos seelische Gleichgewedhte weder gefonda; do stoch en dr Hoher ond a schlug vier: „wos mänt Ihr, wenn ber off a Obert do ank Tiater spela te- ta“? Die andarn zwene worn glei Feier ond Flummie ond die Sache wurde glei urntlich begossa ond berota.

Nochmetts zoga se durch Liebau; är soß ärschlich off am Zegabocke, dar zweite drom- meite off ar Backese ond dar drette schlug blächerne Toppdäckel unnanter. Ols hundert Meter bleba se stehn ond är gur- gelte: „Heite es grußes Tiater! Gespeelt wird: Betrug der Wält ond alde Weiberlist! Warde jamol en schena Obert derlaba weel, warde garne lacht, dar bleit nie derhäme.“

De Liebauer kaanta de Wänschmerleite ols fidele Knocha, däs wägen versprocha se sech en losticha Obert ond komo ein ganza Hoffa jongerocht. Aher soß bei der Kasse ond de Egerlan hoppta ond songa ond spronga ond klimperta off dam Teller: „Wältbetrug, Wei- berlist!“ ond jemejer Leite koma, desto freind- licher murda die Dreije. Wies am a achte röm- wor, frug Dar ond Tär: „sings nie glei un?“ „ja, ja glei gieß berscht un.“ Vom Gostwirte hotte se 3 Betticher ufgespund ond om a vier- tel off neine nuhma die Dreije dos Citrets- gäld ond gienga metnander hender a Bier- hang. Es dauerte nie lange ond o setter Tia- terspeeler trot fir de Betticher ond hull a schine Rede indem doß a sähte: „Zektent habet Ihr mich gefähen, aber bald werdet Ihr mich nicht mähr sähen, denn ich gähe zu meinäm Bader!“ Säth's ond ging hender a Bierhang. Ond dernochnarn wor halt nischte nie ond olls tot worta, wosde kumma wird. Es tau- erte siehr lange on de Leite mänta, doß sech de Komedeganta wuhl unziehn warn. — Es tauerte ond tauerte ond nischte wor zu sahn. Wie's gor nie unfung ond es ruhrte sech gor nischte, do soch är a beßla hender a Bier- hang! inne do soch a wuhl a „Betrug der Wält“. Hender dam Bierhange wor gor Nie- mant, ober es Fanster stund offe ond dodurch

worn die Bängel metsumstem Citretsgälde furt ond über olle Barge. Da Spektakel, darde eg unhub kun ma sech virstella; de Leite fluchta ond schempsta ond wenn a de „Komödiganta“ ei de Hände gefolla wärn, hätta se de Knocha off dr Wänschmerrodber hämsföhrn könna. Ober schließlich hotta se Humor genung ond do kriegt a mejer Pregel, ols a ei hundert lachta salber dreber. Ober ei Liebau hot sech Tuhrn vergassa konnte.



Johannes Trojan:

Ein Wunsch.

O gib uns, Himmel, alle Zeit
Zu unserm Tagewerke Freudigkeit,
Deß, was wir tun, wir nicht nur tun,
Um dann zu schlafen und auszuruhn,
Wie es leicht wird bei Menschen Brauch;
Nein, daß wir an die Arbeit auch
Unser Eigenstes und Bestes geben,
Unsers Herzens Blut und inneres Leben;
Daß, was wir tun, so sei getan,
Wie es fort uns hilft auf rechter Bahn;
Daß unser Werk uns Frieden bringe,
Ob es geling' oder nicht gelinge.
Daß wir dastehen unverzagt,
Wenn einst der Meister danach uns fragt;
Daß er, uns lobend, könne sagen:
Es war genug in so wenig Tagen.



Heinzeludwig Raymann:

Die Krone.

Ueber Wäldern, schwarzgeossen,
Leuchtet in opalem Glanz,
Gläsern Blau, darin gestossen
Erster Sterne Strahlentanz.

In kristallne Bläue trunken
Taucht sich tief das Angesicht,
Atmet Seele glanzversunken
Ferner Reiche Königslicht.

Aus erstarrten Lüften tauen
Tropfen Glanz und blaues All:
Sprühend kommt der Seele Schauen
Eine Krone von Kristall.

